



Bericht über das Rhinebeck-Rheinbach-Austauschprogramm vom 30.6.-16.7.2008

Von Tobias Hasenberg

An einem einzigen Tag vom eher trüben Düsseldorf ins Hippie-Mekka Woodstock reisen, wo einen beim Betreten der blumig bunten Läden Schilder mit der Aufschrift „Hippies are welcome“ begrüßen. Dort in einem japanisch-chinesischen Restaurant ein Abendessen genießen, abgerundet durch den Besuch einer original italienischen Eisdiele und den Verzehr einer Riesenportion handgemachter Eiscreme.

Der sonnige Wunschtraum eines am trüben deutschen Wetter leidenden Hippies? Mitnichten. Vielmehr die Kurzzusammenfassung eines Tages Amerika, genauer gesagt des ersten Tages, den der Autor dieses Berichts in den Vereinigten Staaten verbrachte. Zugleich aber auch ein lebhafter Beweis für die ganz normale Vielfalt, die dieses riesige Land auszeichnet und die 99 Schülerinnen und Schüler aus Rheinbach und Umgebung zusammen mit 18 Lehrern, Betreuern und Gästen bei ihrer 17-tägigen Reise in die USA erlebten. Ziel der Reise, die vom 30.6.-16.7.2008 durchgeführt wurde, war Rhinebeck im Bundesstaat New York.

Warum aber reist eine so große Gruppe von Deutschen gerade in ein 11.000-Einwohner-Städtchen, ca. 140 km von der eigentlichen Weltmetropole New York entfernt? Die Hochphase der Auswanderung deutscher Staatsbürger in die Staaten liegt schließlich, trotz der allseits beliebten Auswanderersoaps, schon einige Jahre zurück. Auch die Niederlage der deutschen Nationalmannschaft am Abend zuvor im EM-Finale gegen Spanien war nicht der Grund, auch wenn dies mancher Rheinbacher wohl angenommen hätte, wäre er am Morgen des 30.6. auf dem Himmeroder Wall der genannten Zahl an Schülern begegnet, die eifrig dabei war, die Busse mit ihrem Gepäck zu beladen. Nein, der Grund für den Zielort lag in der Art der Reise. Diese war Teil eines musikalischen Austausches zwischen Rheinbach und Rhinebeck, bei dem alle fünf Jahre während der Sommerferien amerikanische Austauschschüler nach Deutschland reisen, um dort bei deutschen Austauschschülern zu wohnen und gemeinsam zu musizieren. Im Sommer darauf besuchen die Deutschen ihrerseits die Amerikaner, was dieses Jahr wieder auf der Tagesordnung stand.

Dass der Austausch unter dem bilingualen Motto „Hearts across the water - Herzen über das Wasser“ auf beiden Seiten des großen Teiches ein Erfolgsmodell ist, zeigt die Tatsache, dass der diesjährige Besuch einer deutschen Delegation bereits der siebte war und man dabei das 30-jährige Jubiläum des Austausches beging. Zudem schlägt sich der Erfolg in beeindruckenden

Zahlen nieder, wie Bradley Clark, auf amerikanischer Seite Vorsitzender des für den Exchange zuständigen Arbeitskreises, zu berichten wusste: „Aufgrund der Kraft einer guten Idee haben bis jetzt mehr als 1.500 Personen von beiden Seiten der jeweils anderen Stadt einen Besuch abgestattet, mehr als 800 Familien und über 2.000 Schüler sind in den Austausch involviert gewesen.“

Vielfältig war aber nicht nur das, was die Rheinbacher jenseits des großen Teiches erwartete, bunt gemischt war auch die deutsche Gruppe an sich, setzte sie sich doch (neben den Gästen) aus Schülern und Lehrern aller Altersklassen der weiterführenden Schulen in Rheinbach zusammen. Doch eins hatten alle gemeinsam: ihre Liebe zur Musik, die jeder der Mitreisenden in einem der an der Reise beteiligten Ensembles, Orchester, Big Band und Chor, nachgeht. Schon vor der lang ersehnten Abfahrt hatten diese Ensembles sich - neben den regulären wöchentlichen Proben - zu Ferienbeginn ausgiebig speziell auf Amerika vorbereitet und für dort ein entsprechendes Programm erarbeitet.

Einmal heil am Zielort angekommen, nahm auch weiterhin die Probenarbeit einen wesentlichen Teil des Programms ein. Gleich dem Trainingslager einer ambitionierten Fußballmannschaft gab es pro Tag meist gleich zwei Trainingseinheiten, bei denen vor allem an der Feinabstimmung und Präzision, quasi den musikalischen Pass- und Laufwegen, gefeilt wurde. Rechnungen haben ergeben, dass für dieses Training insgesamt rund ein ganzer Tag, d.h. 24 Stunden, aufgewendet wurden. Dabei galt es vor allem die „Neuzugänge“ aus dem US-Kader zu integrieren, denn natürlich wurden die deutschen Musiker vor Ort tatkräftig von ihren amerikanischen Austauschschülern unterstützt.



Auch die Fitness kam nicht zu kurz, denn das gleichzeitige Proben von drei Ensembles bedeutete für einige amerikanische und deutsche Schüler, die vorbildlicherweise gleich auf mehreren Hochzeiten zu tanzen gedachten, enorme Laufarbeit. Die gute Abstimmung zwischen den Dirigenten in Bezug auf die Pausenplanung war deshalb eine willkommene Erleichterung.

Schließlich sollte bei all der Arbeit am musikalischen Fortschritt auch der Spaß nicht ganz zu kurz kommen, wobei vor allem der Big Band-Dirigent Herr Wiedemann

mit seiner lockeren Art dem Rechnung trug. So blieb doch noch gelegentlich Zeit für einen kurzen Plausch mit dem amerikanischen Nebenmann oder der amerikanischen Nebenfrau und sei es, dass man sich gemeinsam am pointierten Denglisch des genannten Dirigenten erfreute. Aber Lachen ist bekanntlich nicht nur die beste Medizin, sondern hilft auch Grenzen zu überwinden und ist oft der erste Schritt auf dem Weg zu einer Freundschaft.

Diese Erkenntnis schien für Herrn Wiedemann als Motto über der gesamten Reise zu stehen, auf



jeden Fall vermochte er - auch als auf den drei gemeinsamen Konzerten aller Ensembles die Früchte harter Probenarbeit geerntet werden konnten - mit Humor zu glänzen und animierte Amerikaner und Deutsche gleichermaßen zum Lachen. Auf den gut besuchten Konzerten, einem geistlichen Konzert (ohne Big Band) in der Nachbarstadt Kingston, einem dem Wetter Tribut zollenden Open-Air-Konzert indoor in der Rhinebeck High School (RHS) und schließlich dem Farewell-Konzert in der RHS, wurde aber nicht nur gelacht, sondern ebensoviel ergriffen der Musik gelauscht und

geklatscht. Verständlich, denn alle drei Ensembles wussten, gerade auch aufgrund ihrer musikalischen Verschiedenheit, mit vielfältigen Programmen zu glänzen. Geboten wurde alles von deutschen Volksliedern bis zu Songs aus dem Film „Sister Act“ (Chor), von Kompositionen des eher unbekannteren Michael Praetorius bis zum weltbekannten Wolfgang Amadeus Mozart (Orchester), vom Medley „Best of the Beatles“ bis zur Filmmusik von „The Lord of the Rings“ (Big Band).



Sahnehäubchen, Höhepunkte der Höhepunkte, um einen ungewöhnlichen Superlativ zu bedienen, waren aber zwei musikalische „Handlungen“, die auf die langjährige Tradition des Austausches verweisen und aus dieser erwachsen sind: zum einen der „Exchange of the Silver Trumpet“ („Feierliche Übergabe der Silbernen Trompete“), zum anderen das Spielen der Hymne „Brotherhood of Man“ des Komponisten Georg Friedrich Händel.

Die erwähnte silberne Trompete steht als Symbol für den Austausch und wird jeweils von den nächsten Gastgebern aufbewahrt. Kommen nun die Gäste wahlweise aus Deutschland oder aus Amerika zu Besuch, wird die silberne Trompete während eines feierlichen Duetts eines amerikanischen und eines deutschen Trompeters vom Gastgeber an den Gast übergeben. Dieser nimmt die Trompete mit in sein Heimatland, bevor es beim nächsten Besuch erneut zur Übergabe kommt. Welches zusätzliche Probenvolumen das Duett forderte, zeigt die Tatsache,



dass die beiden Trompeter bisweilen zusätzliche 2 Stunden am Tag gemeinsam musizierten.

Die „Brotherhood“-Hymne hingegen ist traditionell das letzte Stück, das auf dem Abschiedskonzert der Gäste als Symbol der Gemeinschaft von allen Ensembles, von deutschen und von amerikanischen Musikern, gemeinsam gespielt wird

Neben den „klassischen“ Konzerten trugen nicht zuletzt zwei „etwas andere“ musikalische Ver-

anstaltungen zur Annäherung von deutschen und amerikanischen Jugendlichen bei: der Tanz in der Scheune und das Rheinbach-Rhinebeck Cafe.



Tanz in der Scheune? Keine Ahnung, was das ist, vernahm man im Vorhinein aus den Kreisen deutscher Jugendlicher. Lag diese Unkenntnis nur an der inadäquaten Übersetzung ins Deutsche (auf Englisch heißt es „barn dance“, was aber auch nicht viel nützte) oder an der Unwissenheit bezüglich amerikanischen Brauchtums? Auf jeden Fall versprach das Ganze spannend zu werden. Damit, dass es am Ende auch jede Menge Spaß bedeutete, hatten wohl nicht alle gerechnet.

Der Tanz in der Scheune, der einen folkloristischen Bezug nahe legte, fand auf jeden Fall wirklich in einer Scheune statt, entpuppte sich aber nicht als angestaubte, sondern als lustige Tanzveranstaltung, bei der deutschen Jugendlichen die hohe Kunst des amerikanischen Line- und Square-Dance vermittelt wurde. Beides sind Formen des Gruppentanzes, häufig mit vielen Partnerwechseln verbunden, die durch die Wiederholung einer begrenzten Anzahl von Tanzschritten auch für Anfänger recht leicht zu erlernen sind. Dabei erwies sich das Prinzip „Learning by doing“ aber eindeutig als hilfreicher als die Instruktionen des amerikanischen Tanzlehrers. Zwischendurch wurde dann auch mal ein klassischer Walzer eingeschoben, sodass am Ende auch wirklich jeder außer Atem war. Aber der Spaßfaktor war enorm.

Das Rheinbach-Rhinebeck-Cafe hingegen ist inzwischen auch schon Teil der guten Austausch-tradition und nicht etwa der Name einer Konditorei mit Filialen in Deutschland und Amerika. Vielmehr handelt es sich um eine, neudeutsch würde man vielleicht sagen „Open Stage“-Veranstaltung mit „Meet and Greet“-Charakter, d.h. die Gastfamilien und Gäste treffen sich an einem bestimmten Ort, diesmal war es die besagte Scheune, um dort zusammen zu essen (Barbecue!) und miteinander ins Gespräch zu kommen. Daneben bietet sich auf der Bühne für alle, die wollen, die Möglichkeit aufzutreten und ein paar Stücke zum besten zu geben. Meist sind es erst kurz zuvor zusammengewürfelte, deutsch-amerikanische Ensembles verschiedenster Besetzung und verschiedenster Musikrichtungen: Von Pop bis Rock, von A-Cappella-Darbietungen über Gesang mit Klavierbegleitung bis zur Band mit Bläsern war in diesem Jahr alles vertreten. Klar ist aber auch: Ohne Proben kein Auftritt und so erfordert das Rhinebeck-Rheinbach-Cafe nicht nur logistisches Geschick bei der Zusammenstellung entsprechender Besetzungen, sondern auch zusätzliche Extraproben in der Freizeit, die aber durch die Mischung der Musiker zugleich zur deutsch-amerikanischen Annäherung beitragen.

Der Japaner aber weiß: Keine gute Reise ohne vollen Film (der kann bei einer Digitalkamera mit großer Speicherkarte schon einmal mehrere tausend Fotos fassen!) und da sich auch der Deutsche scheinbar dieses Motto zu eigen gemacht hat, wie einige Teilnehmer eindrucksvoll belegten, durfte neben dem Musizieren natürlich auch das obligatorische Sightseeing nicht zu kurz kommen.

Da es eine gute Voraussetzung schien, wenn man sich erst einmal in Rhinebeck zurechtfinden konnte, bevor man sich an New York wagte, begann das Programm außerhalb der Probenarbeit mit einem Empfang in der Town Hall (Rathaus) von Rhinebeck und einer Stadtführung. Bei

ersterem bedankte sich Gert Wirtz, das deutsche Pendant zu Herrn Clark, besonders bei den Gastfamilien, von denen viele nicht zum ersten Mal am Austausch beteiligt waren, für alles, was sie mit ihrem Engagement für den Austausch getan haben. Er sei sehr stolz darauf, Rheinbach zu repräsentieren und in dieser Funktion ein Schreiben des Rheinbacher Bürgermeisters zu überbringen, auch wenn er eingestehen müsse, dass er selbst in Odendorf lebe.



Albany Capitol

sich dort neben den Originalfiguren von Winnie the Pooh, eine Originalausgabe der Bibel von Johannes Gutenberg befindet, letzterer, weil der dortige Führer es vermochte die Kindheitsträume einiger Teilnehmer zu zerstören, indem er verriet, dass Santa Claus in Wirklichkeit bei der UN arbeitet: Alle Briefe, die von Kindern aus aller Welt an den freundlichen alten Mann mit dem Rauschebart geschrieben werden, landen nämlich bei der UN und werden von dort zur Bearbeitung an finnische Firmen verteilt. Als einige amerikanische Schüler, von denen immer ein paar auf jedem Ausflug neben den erwachsenen US-Chaperones die deutschen Gruppen begleiteten, sich über diesen Betrug erbosten, nahm

der Führer ihnen jede Hoffnung auf Gerechtigkeit, indem er erklärte, dass der Versuch die amerikanische Polizei über diese geheimen Machenschaften der UN in Kenntnis zu setzen zum Scheitern verurteilt sei. Das Wählen der Rufnummer 911 bliebe ein hilfloser Versuch, so der Führer weiter, denn selbst wenn man zur Polizei durchgestellt würde, könnte diese einem leider nicht helfen, denn das Areal der UN gehört nicht mehr zu den Vereinigten Staaten.

Dass die Deutschen zumindest in der Gegend um Rhinebeck und New York allgegenwärtig sind, zeigte die Downtown-Tour, auf der neben Liberty Island mit der Freiheitsstatue, Ground Zero, der Wallstreet und der St. Paul's Chapel, Ellis Island ein Besuch abgestattet wurde. Dort befand sich von 1892 bis 1954 das „Tor zur neuen Welt“, d. h. dort kamen alle neuen Einwanderer mit ihren Schiffen aus Übersee an und mussten sich einer obligatorischen Prüfung unterziehen, bevor ihnen die Einreise in die USA gestattet wurde. Angesichts der vielen deutschen „immigrants“, die Ellis Island passierten, verwundert es nicht, dass unter den dort ausgestellten Besitztümern der Einwanderer deutsche Banknoten und Ähnliches zu finden sind. Zudem bietet sich Interes-

Weitere Ziele unserer Ausflüge waren Albany, die Hauptstadt des Bundesstaates New York, in der wir das dortige Museum und Kapitol besichtigten, das Norman Rockwell Museum und West Point, der Standort der US-Militärakademie. Nicht fehlen durfte natürlich New York, wo wir gleich zwei Tage verbrachten, um uns einmal Midtown und einmal Downtown zu widmen. Neben dem Metropolitan Museum of Art, dem Times Square und dem wunderbaren Blick vom Rockefeller Center, blieben von Midtown dabei vor allem der Abstecher in die Public Library und ins Hauptgebäude der United Nations im Gedächtnis. Ersterer, weil



NY - Blick vom Rockefeller Observation Deck

sierten dort die Möglichkeit nach Verwandten zu recherchieren, die vielleicht einmal Ellis Island passiert haben.



Chef Fritz Sonnenschmidt

Im wahrsten Sinne des Wortes ein ganz besonderer Leckerbissen des Programms war der Besuch des CIA, bei dem sich viele darüber wunderten, dass der amerikanische Geheimdienst so gut kochen kann, ja, dass Kochen dort elementarer Bestandteil der Ausbildung ist. Um das Missverständnis aufzulösen: In Amerika gibt es zwei CIAs und bei jener Organisation, der wir die Ehre erwiesen, handelte es sich um das Culinary Institute of America, die „Universität der Sterneköche“, an der man zum Meisterkoch und nicht zum Meisterspion ausgebildet wird. Überraschenderweise waren dort auch sowohl unser Austausch, als auch Deutsch allgegenwärtig, weil sich eine unserer Führerinnen als ehemalige „Exchangeteilnehmerin“ entpuppte (zu erkennen am passenden T-Shirt) und zudem mehrere der Dozenten aus Deutschland stammten. So wohnten wir nach einer Führung über das Gelände mit Verköstigung einer Kochdemonstration durch einen Meisterkoch bei, einem gebürtigen Bayern, der seit 40 Jahren am CIA lehrt. Dieser griff eingangs in bestem Deutsch auf den genannten Witz zurück und warnte

uns, dass die Russen nicht wissen, welches CIA sie angreifen sollen. Wenn also irgendetwas schiefgehen sollte, sei es der KGB gewesen. Der war aber an diesem Tag anscheinend im Urlaub, auf jeden Fall lief alles rund und der einzige Aufreger bei der Kochdemonstration war die verblüffende Feststellung, dass auch ein Meisterkoch bisweilen Coca Cola als Zutat nutzt, aber nur, weil sich so die braune Farbe des Gulaschs, die auf natürliche Weise erst nach mehreren Stunden entsteht, schneller erzeugen lässt. Übrigens, das vom Koch für Gulasch verwandte englische Wort „Cowboy Stew“ kannte keiner der Amerikaner, den ich danach gefragt habe.

Um genderspezifischen Maßnahmen Rechnung zu tragen und die typische amerikanische Lebensart in all ihren Facetten zu erfahren, durfte natürlich auch der Besuch eines Baseballspiels nicht fehlen. Dabei war aber festzustellen, dass sich die Zuschauer mehr auf die rund um das Stadion tobende Wasserschlacht konzentrierten als auf das Spiel selbst. Es ist aber auch zu verlockend, wenn man unverhofft eine Wasserpistole in die Hand gedrückt bekommt...



War das Baseballspiel also eher etwas für hartgesottene Jungen, kamen die Mädchen bei der Aufführung des Balletts „Romeo und Julia“ von Sergej Prokofjew im Fisher Center for the Performing Arts des Bard College auf ihre Kosten. Das Spezielle an dieser Inszenierung war, dass es sich dabei um die Welturaufführung der kompletten Musik von Prokofjew handelte. Zuvor hatte man immer nur die unter der Herrschaft Stalins zensierte Partitur verwendet. Die Besonderheit der russischen Variante von Shakespeare ist zudem das alternative Ende: Romeo und Julia sterben nicht, sondern überleben Für manch einen Romantiker vielleicht ein Schock oder gar eine Anmaßung, aber Prokofjew führte für seine Änderung ganz pragmatische, choreografische Gründe an Lebende Menschen können tanzen, Tote nicht.

Zugleich zeigte der Ballettbesuch, dass auch das touristisch-kulturelle Programm einen engen Bezug zur musikalischen Ausrichtung der Gesamtmaßnahme knüpfte. Ein weiteres Indiz dafür war der Besuch von Tanglewood, dem traditionellen Sommerdomizil des renommierten Boston Symphony Orchestra, wo wir einer Probe beiwohnen konnten. Die musikalische Aktivität beschränkte sich hier leider auf das Hören, auch wenn einigen Zuhörern anzusehen war, dass sie liebend gerne selbst zum Instrument gegriffen hätten.

Nach all den Besichtigungen und Proben, wäre es kein Wunder gewesen, wenn die deutschen Gäste allabendlich einfach nur noch todmüde in ihr Bett gefallen wären. Aber beim Rheinbach-Rhinebeck-Exchange geht es nicht nur um die Musik, sondern auch um den interkulturellen Jugendaustausch, wie Herr Wirtz hervorhob: „Ziel des Austausches ist es, dass die deutschen Jugendlichen nicht nur durch das Fernsehen, sondern durch die Teilnahme am ‚echten Leben‘ lernen, was Amerika ausmacht.“ Deshalb sind alle Teilnehmer immer bei Gastfamilien, bei denen zumeist ein Kind selbst am Austausch beteiligt ist, untergebracht.

Die obligatorische Phase des Kennenlernens und Beschnuppens entfiel in diesem Jahr weitgehend, denn die deutschen Jugendlichen waren zumeist bei den amerikanischen Jugendlichen und ihren Familien untergebracht, denen sie im vergangenen Jahr selbst eine Herberge geboten hatten. So auch bei mir: Ich wohnte bei Familie Grunblatt in Kingston, deren Sohn Sam im vergangenen Jahr bei mir untergebracht war. Das Besondere an meiner Gastfamilie war, dass sie gewissermaßen das Ziel und Motto des Austausches in sich vereinte: das gemeinsame Zusammenleben von Amerikanern und Deutschen, denn Sams Mutter ist Deutsche und sein Vater Amerikaner. Wie sich diese Mischung auf das Alltagsleben auswirkt, zeigte ein Blick in den überdimensionierten Kühlschrank: An Stelle des typisch amerikanischen Weißbrot gab es bei den Grunblatts Vollkorntoast. Das ist also das kulinarische Produkt von „Hearts across the Water“: Vollkorntoast. Dazu isst man am besten guten Schinken vom österreichischen Metzger in Kingston.

Auch bei den Getränken zeigte sich der deutsche Einfluss. Das Übermaß an typisch amerikanischen Softdrinks à la Creme Soda, Root Beer, Pink Lemonade und den ‚üblichen Verdächtigen‘ Cola, Fanta, Sprite wurde von der dem Genuss dieser Dinge nicht zugetanen Mutter auf ein bis zwei Flaschen limitiert und dafür gab es frischen Saft. Ansonsten unterscheidet sich das klassische Familienleben im Staat New York nicht wesentlich vom Leben in „Good Old Germany“. Allgemein liegen Unterschiede lediglich im Baustil der Häuser (viel Holz, wenig Stein) und der Tatsache, das 90% der Häuser den „Star-spangled Banner“ im Vorgarten hängen haben. Daneben scheinen sich Lunchpakete in den USA besonderer Beliebtheit zu erfreuen, auf jeden Fall gibt es hierfür in jeder Familie Kühltaschen in allen erdenklichen Farben, Formen und Größen. Sonst sind uns Deutschen inzwischen viele Spezialitäten der amerikanischen Küche durch die Invasion von McDonald’s, Burger King, Dunkin Donuts, Kentucky Fried Chicken, Pizza Hut, Starbucks etc. bekannt. Burger Chicken Wing & Friends lassen grüßen! Die Amerikaner selbst nehmen das Burgerbraten anscheinend aber am liebsten selbst in die Hand und überlassen es nicht dem Burgerkönig ihres Vertrauens, auf jeden Fall ist jeder Haushalt egal welcher Einkommensklasse im Besitz eines supermodernen Megahightechgrills, auf dem in der Freizeit dem Volkssport Barbecue nachgegangen wird.



Daneben zeigte sich zumindest in meiner Gastfamilie beim Essen die Tatsache, dass Amerika ein „salad bowl“ ist und viele verschiedene Kulturen in sich vereint und alles Neue begierig aufnehmend toleriert. Das Hinnehmen des Dinners wurde so zur Reise um die Welt, von türkisch über thailändisch und italienisch bis mexikanisch habe ich vieles gegessen und alles hat geschmeckt. Für den Deutschen ungewöhnlich war nur die Tatsache, dass die Amerikaner zumeist einen Teil ihres Essens auf dem Teller zurücklassen und diesen, eingepackt in eine braune Papiertüte, dem sog. „doggy bag“, mit nach Hause nehmen

Unter der Woche beschränkte sich das Leben in der Gastfamilie zumeist auf die Abende, die meist nicht allzu lang waren, da am nächsten Morgen bereits wieder frühes Aufstehen angesagt war. Die allabendlichen Freizeitbeschäftigungen amerikanischer Jugendlicher unterscheiden sich nicht wesentlich von denen deutscher: Angesagt waren Fernsehen, Computerspiele, Konsolen à la Nintendo, Wii, SMSen und e-mails. Daneben musste ich natürlich meiner Gastmutter Rede und Antwort über die wichtigsten Entwicklungen in Deutschland in der vergangenen Zeit stehen.

Im Gespräch über Politik kam dabei angesichts der weltweiten Medienpräsenz die Rede schnell auf die amerikanischen Vorwahlen für die Präsidentschaftswahl und insbesondere auf die Person Barack Obamas. Wie angesichts von Plakaten und Aufklebern an Autos und in Vorgärten schon zu vermuten war, scheinen die Einwohner des Staates New York den Deutschen hier erneut nicht so unähnlich zu sein: Sie sind mehrheitlich infiziert von der „Obama-Manie“. So ging mein Gastvater davon aus, dass der demokratische Präsidentschaftsbewerber die Wahlen Ende des Jahres aufgrund der allgemeinen Bush-Müdigkeit haushoch gegen seinen republikanischen Kontrahenten John McCain gewinnen werde. Dies entspricht der allgemeinen Stimmung in Deutschland, denn Umfragen zeigen, dass 71% der Deutschen Obama wählen würden, wenn sie denn könnten, obwohl sie ja eigentlich mit der Wahl in Amerika nichts zu tun haben.

Als ich meiner Gastfamilie jedoch berichtete, dass viele Experten und Intellektuelle in Europa und vor allem in Deutschland inzwischen John McCain bevorzugen, da sie von ihm eine für Europa bessere Politik erwarten, zeigten sich diese darüber sehr erstaunt, denn diese Debatte findet in den US-amerikanischen Medien überhaupt nicht statt. Insofern ist die von manchen Leuten geprägte Rede vom Informationsvakuum USA in gewisser Weise sogar zutreffend, denn meine Lektüre der rund um Kingston lokal am weitesten verbreiteten Zeitung „Daily Freeman“ zeigte mir, dass Nachrichten aus Europa und Deutschland dort so gut wie gar nicht zur Kenntnis genommen werden.

An manchen Abenden war zusätzlich der Besuch einer Party angesagt, zumeist bei einer anderen am Austausch beteiligten US-Gastfamilie. Entgegen den Erwartungen der discoverwöhnten Deutschen entpuppte sich diese Party zumeist jedoch als „bonfire“ (Lagerfeuer). Ob dies allgemein eine beliebte Abendbeschäftigung amerikanischer Jugendlicher ist oder ob man den Gästen auch im Osten der Staaten eine Extraportion Lagerfeuer- und Wild-West-Romantik verabreichen wollte, war für mich nicht in Erfahrung zu bringen. Um sich mit amerikanischen Jugendlichen zu unterhalten, boten die „bonfire“-Abende eine gute Gelegenheit, bis auf die Tatsache, dass man eine gewisse Zeit dafür aufwenden musste, um in der Dunkelheit Bekannte aufzutreiben.

Auch sonst sind die Unterschiede zwischen dem Leben eines US-Teenagers und eines Deutschen nicht von so großem Unterschied, was eine schnelle Anpassung erleichterte. So zollten die Nachmittagsbeschäftigungen dem (meist guten) Wetter Tribut und zumeist war ein „Poolgang“ angesagt. Dafür standen in den meisten amerikanischen Familien eigene, weitläufige Poolanlagen zur Verfügung, so dass im Gegensatz zu Deutschland städtische Schwimmbäder bzw. Erlebnisbäder bedeutend kleiner und weitaus seltener sind. Letztere gibt es zumeist nur in Kombination mit einem Freizeitpark. Die Existenz familieneigener Pools zeigt von vornherein, wie viel Zeit durchschnittlich im Wasser oder um das Wasser herum verbracht wird. Schließlich bieten dort verschiedenste Wasser- und Strandspiele à la Wasserball, Volleyball usw. lang andauernde

Beschäftigung. Stehen zusätzlich noch Getränke und Essen zur Verfügung, wird das Ganze flugs in „pool party“ umgetauft. Kein Wunder, dass ich damit allein einen ganzen freien Tag verbracht habe.

Neben Freunden steht vor allem die Schule im Zentrum des Alltags. Zu der Zeit, als wir uns in Rhinebeck aufhielten, waren zwar schon Schulferien (die „report cards“ (Zeugnisse) trafen gerade per Post ein), aber schon allein die Fahrt vorbei an der Kingston High School, Sams Schule, zeigte mir, dass in den Vereinigten Staaten alles etwas größer ist: Mit ihren acht riesigen Gebäuden ist der Campuscharakter der Schule deutlich stärker ausgeprägt als bei uns. Da verwundert es nicht, dass die KHS (wie viele größere High Schools), sogar einen eigenen Fernsehsender hat (wie „youtube“ belegt). Auch musikalische Aktivitäten werden, wie ich im Gespräch mit Sam erfuhr, deutlich stärker als bei uns von der Schule aus koordiniert. So erfolgt das Erlernen eines Instruments in verschiedenen aufeinander aufbauenden Stufen, wobei eine Kommission halbjährlich den Fortschritt jedes Musikschülers bei einem Vorspielen durch Punktevergabe bewertet. Dies führt, wie meine Gastmutter mir berichtete, stärker als beim deutschen System mit Musikschule und „Jugend musiziert“-Wettbewerben zu einem Konkurrenzkampf innerhalb der Schüler. Schneidet z.B. ein Schüler, der die 2. Klarinette spielt, punktemäßig besser ab als sein Kollege, der die 1. Klarinette spielt, kann es passieren, dass ersterer fortan für sich die 1. Klarinette einfordert.

Die Bedeutung von Schule und schulischer Bildung zeigt sich auch in der Tatsache, dass ich meinen amerikanischen Gastschüler Sam bereits nach einer Woche „verlor“. Warum? Sam musste nach Yale, eine der berühmtesten US-Universitäten, um dort im Fach Physik an einer fünfwöchigen sog. Summer School teilzunehmen. Das Summer School- System, das Prinzip des Lernens während der Ferien über den normalen Unterrichtsstoff hinaus, scheint in den USA stärker ausgeprägt zu sein als in Deutschland, was vor allem daran liegt, dass die Ferienzeit eines Schülers sich in den Staaten auf die Sommerferien konzentriert und sich dementsprechend hier die Möglichkeit für die Teilnahme an längerfristigen Programmen außerhalb der Schule bietet.

Der Schwerpunkt des Familienlebens waren die zwei freien Wochenenden, wobei ersteres insofern hervorstach, als dass es sich um das sog. „Fourth of July-Weekend“ rund um den Unabhängigkeitstag handelte. Angesichts der großen Bedeutung des 4. Juli verwundert es nicht, dass ich den Tag mit meiner Gastfamilie mit einem ausgedehnten Barbecue bei einer anderen Gastfamilie, die ebenfalls einen deutschen Schüler aufgenommen hatte, begann. Danach begaben wir uns auf eine Wanderung, bevor wir beim Dinner eine besonderes kulinarisches Wagnis eingingen: deutsches Essen aus US-Perspektive.



Rhinebeck Fair Grounds - 4th of July Great American Picnic
Ort des Versuchs war das Mountain Brauhaus, das bereits von außen stilsicher mit dem Dreiklang „Steak, Seafood, Sauerbraten“ warb. Auch innen bediente man mit Dirndl tragenden Kellnerinnen und dem Ausschank von Oktoberfestbier das

gängige amerikanische Vorurteil, dass Deutschland nur aus Lederhosen tragenden Bajuwaren besteht. Dies war aber nicht weiter schlimm, denn das Essen schmeckte. Verwunderung erzeugte nur die Tatsache, dass die Kellnerin einerseits an der auf Deutsch aufgegebenen Bestellung scheiterte und andererseits vor dem Essen Pumpernickelbrot gereicht wurde, welches es in dieser Form in deutschen Restaurants niemals geben würde. Besonders nicht mit Rosinen! Nicht zuletzt glauben die Amerikaner anscheinend auch, dass die Deutschen beim Kochen besonders genau sind oder dass sich in Deutschland auch im Restaurant alles um Fußball dreht, auf jeden Fall benötigte das Essen für seinen Weg von der Küche zum Tisch geschlagene 90 Minuten. Ein Vor- und Nachteil zugleich, denn einerseits verpassten wir so das obligatorische Feuerwerk in Rhinebeck (Nachteil!), andererseits befanden wir uns zu der Uhrzeit, an der die Feuerwerker ihren Dienst antraten, genau auf der Rhinecliff Bridge über den Hudson River und konnten von dort gleich vier Feuerwerke auf einen Schlag erleben (Vorteil!).

Am nächsten Tag, einem Samstag, hieß das Ziel dann - den Interessen Jugendlicher angepasst - Six Flags, genauer gesagt der Freizeitpark The Great Escape & Splashwater Kingdom in Lake George, NY. Freizeitparks gibt es überall auf der Welt, in Deutschland genauso wie in den Staaten. Nicht bei uns zu finden ist allein die für den genannten Park charakteristische Mischung aus Achterbahn & Wasserbahn, d.h. aus klassischem Freizeitpark und Outdoor-Wasserpark mit Schwimmbecken, Rutschen etc., ohne dass die beiden Areale räumlich voneinander getrennt sind. Um nicht in den Bereich der freien oder halbfreien Körperkultur abzurutschen, gibt es deshalb im Park spezielle Wächter, die auf die Einhaltung der Kleiderordnung im Freizeitparkbereich achten: Niemand darf die Achterbahn nur in Bikini oder Badehose besteigen. Abends wurde dann der in der Nähe lebenden Großmutter ein Besuch abgestattet und mit ihr gemeinsam das Dinner eingenommen.

Sonntag hieß es „Auf nach Yale“, um Sam zu seiner bereits erwähnten Summer School zu bringen. Im Gespräch über US-Universitäten fiel dabei der enorme Preisunterschied auf: Während in Deutschland die Studenten bereits bei 500 Euro Studiengebühren pro Semester auf die Barrikaden gehen, kostet das Studium in den USA schnell fünfstelligen Beträge. Dies führt etwa zum hohen Arbeitspensum meiner Gastmutter, die meist von morgens acht Uhr bis abends halb zehn arbeitete, um, wie sie mir sagte, ihren zwei Kindern sicher das Studium finanzieren zu können.

Das zweite Wochenende in der Familie begann da, wo das erste aufgehört hatte, und rückte samstags den Spaß in den Vordergrund: Die bereits erwähnte „pool party“ war angesagt. Sonntags schwenkte der Fokus um auf die Kultur: So stand der Besuch des Geburtshauses und der Bibliothek von FDR (Franklin Delano Roosevelt, 32. Präsident der USA, 1933-1945), sowie eine Flugschau im Old Aerodrome von Rhinebeck und das klassische Benefizkonzert zugunsten des Austausches auf dem Programm. Bedeutend an der Bibliothek von FDR ist die Tatsache, dass sie die erste „presidential library“ war und zugleich die einzige, die von einem Präsidenten während seiner Amtszeit genutzt wurde. Seit 1955 ist das System, dass jeder US-Präsident nach seiner Amtszeit eine eigene Bibliothek bekommt, gesetzlich festgeschrieben. Die Bedeutung dieser Bibliotheken für die Öffentlichkeit fasste der Ex-Präsident Ronald Reagan in dem Prädikat „classrooms of democracy“ zusammen, das der Idee Ausdruck verleiht, dass die Bibliotheken Museen und Archive sind, die Einsicht in die zeitlichen Umstände der Amtszeit(en) eines Präsidenten geben. Dass gerade die Bibliothek von FDR in der Nähe von Rhinebeck in Hyde Park liegt, ist natürlich ein Zufall, trotzdem fühlt man sich als Deutscher irgendwie komisch, da FDR auf die Jahreszahlen genau zur gleichen Zeit im Amt war wie Adolf Hitler und dementsprechend in der Ausstellung auch die Verbrechen des NS-Regimes zum Tragen kommen. Einerseits bietet diese Dokumentation natürlich eine Erweiterung der eigenen historischen Perspektive, den Blick auf eine bestimmte Phase der Geschichte des eigenen Landes aus der Sicht eines anderen Landes, aber obwohl es so etwas wie eine Kollektivschuld sicher nicht gibt, ließ sich beim

Besuch des Museums als Deutscher umgeben von zumeist älteren Amerikanern ein flaves Gefühl im Magen nicht vermeiden. Offen tritt der Bezug zur deutschen Geschichte auch im Garten des Museums zutage, wo sich ein Kunstwerk für den Frieden befindet, das aus Teilen der Berliner Mauer geschaffen wurde.

Wie ich nach den freien Wochenenden im Gespräch erfuhr, unternahmen andere deutsche Austausch Teilnehmer mit ihren Gastfamilien u. a. Ausflüge nach New York, Washington, DC und zu den Niagara Fällen.

Was aber bleibt vom Besuch in Amerika außer den vielen (nicht gemachten) Fotos, beschriebenen Notizblättern und einem Haufen Flyer von den verschiedensten Museen?

Die Erkenntnis, dass das Rheinland und der Bundesstaat New York, dass Rheinbach und Rhinebeck eigentlich doch viel gemeinsam haben, selbst in Bezug auf die Landschaft oder das Leben der Menschen. Nur einige wenige Unterschiede lassen sich beim genaueren Hinblick feststellen.

Ein Unterschied, der vor allem für viele deutschen Jungen hervorstach, waren die amerikanischen Autos, die im Durchschnitt doch etwas größer sind als ihre deutschen Pendanten. Nicht selten hörte man auf der Hinfahrt vom Flughafen nach Rhinebeck neben, hinter und vor sich den begeisterten Ausruf: Da ist ein Hammer! Über die zu hohen Spritpreise klagen die Amerikaner aber genauso wie die Deutschen.

Ein zweiter wesentlicher Unterschied liegt in der amerikanischen Lebensart: Alles ist irgendwie lockerer und persönlicher, dafür aber auch ein bisschen chaotischer. Das Persönlichere drückt sich in der Alltagskonversation durch den Zusammenfall der Anredeformen „du“ und „Sie“ im englischen „you“ aus, wobei der Ausländer dazu tendiert dieses „you“ immer eher in der Bedeutung des „du“ zu interpretieren. Dazu trägt auch die Tatsache bei, dass die Amerikaner dazu neigen auch ihnen bis vor einer Minute noch wildfremde Menschen mit dem Vornamen anzureden, als seien sie seit Jahren beste Freunde (hilfreich ist in Geschäften dabei ein Blick auf das Namensschild des Gegenübers). Die Lockerheit hingegen manifestiert sich in der kurzfristigen Planung jeglicher Aktivitäten. Easy going eben.

Fest steht aber auch, dass wir mit unserer Reise nach Rhinebeck und in den Bundesstaat New York nur einen kleinen Ausschnitt von diesem riesigen Land USA mit all seiner Vielfalt erleben konnten. Rheinbach ist nur ein Teil vom Rheinland und das Rheinland ist nur ein Teil von Deutschland. Genauso ist Rhinebeck nur ein Teil vom Staat New York und der Staat New York nur ein Teil der USA. Aber der Austausch hat uns einen guten ersten Einblick in Kultur, Land und Leute, in die Lebensphilosophie des „American Way of Life“ vermittelt. So wie die biologische Artenvielfalt erhalten werden soll, ist zu hoffen, dass der Austausch auch in Zukunft weiter besteht und noch vielen Schülerinnen und Schülern aus Rheinbach und Umgebung wie uns die Möglichkeit bietet Art'n'Vielfalt in Amerika live zu erleben. Viele interkontinentale Freundschaften hat der Exchange in den vergangenen 30 Jahren bereits initiiert und viele Freundschaften sind auch in diesem Sommer entstanden und werden sicher weiter bestehen. So leistet der Rheinbach-Rhinebeck-Exchange seinen ganz eigenen Beitrag zu Jugendaustausch und Völkerverständigung durch das global verständliche Medium der Musik. Er baut eine Brücke aus Tönen zwischen Neuer und Alter Welt und schafft die Verbindung zwischen zwei Städten, die sich auch sonst durch viele Gemeinsamkeiten auszeichnen

Auch wenn oder gerade weil beim Abschied viele Tränen flossen (natürlich nur bei den Mädchen), waren sich doch alle Teilnehmer des Austausches 2008 einig: Wir kommen wieder! Und auf der Rückfahrt begegnete man - diesmal nicht nur bei den Jungen - einem altbekanntem Satz in neuem Gewand: Das war der Hammer!